

John Hennig

Die bleibende Statt

Herausgegeben von Gabriele Malsch

John Hennig

Die bleibende Statt

Herausgegeben von Gabriele Malsch

John Hennig: **Die bleibende Statt**

Herausgegeben von Gabriele Malsch. -

Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2019

ISBN 978-3-86821-763-6

Umschlaggestaltung: Brigitta Disseldorf

© WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2019

ISBN 978-3-86821-763-6

Gesamtgestaltung: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit
ausdrücklicher Genehmigung des Verlags

WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier

Bergstraße 27, 54295 Trier

Postfach 4005, 54230 Trier

Tel.: (0651) 41503

Fax: (0651) 41504

Internet: <http://www.wvttrier.de>

E-Mail: wvt@wvttrier.de

Inhalt

Gabriele Malsch

Vorbemerkungen zu John Hennig, *Die bleibende Statt* vii

Vorwort..... 1

I. Kindheit..... 5

II. Schule..... 32

III. Universität..... 54

IV. Beruf..... 76

V. Krieg..... 103

VI. Friede 132

VII. Liturgiekunde 154

VIII. Politik..... 169

Nachwort 184

Abbildungen 187

Bibliographische Hinweise 195

Glossar 196

Gabriele Malsch

Vorbemerkungen

zu John Hennig, *Die bleibende Statt*

John Hennig, der Verfasser der vorliegenden Autobiographie, wurde getauft auf den Namen „Johannes“. Aufgewachsen in Leipzig in einer lutherisch-protestantischen Familie, fand Johannes Hennig *Die bleibende Statt* in der katholischen Kirche.

Mit einer Arbeit über Herder, Humboldt und Dilthey in Philosophie promoviert und mit einem Staatsexamen in Germanistik und evangelischer Theologie wurde er Mitarbeiter in den Rota-Werken Felix Meyers, seines Schwiegervaters, in Aachen.

Zwar mögen derart auffällige biographische Kontraste und Wechsel auch individuell bedingt sein, weit stärkeren Anteil daran haben jedoch die politischen Verhältnisse in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Als Johannes Hennig im Februar 1933 die letzten Abschnitte seiner Dissertation diktierte, sah er, dass er den festen Entschluss, seine jüdische Freundin, Kläre Meyer, zu heiraten, sofort ausführen musste. Kurz nach dem Boykottaufruf (1. April) und dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums (7. April) wurde am 11. April 1933 in Aachen die Ehe im Eilverfahren geschlossen. Der junge Ehemann stand mitten im Examen. Für Georg Witkowski, einen der 68 von der Leipziger Universität vertriebenen Professoren, war er der letzte Prüfling. Theodor Litt, sein Doktorvater, ließ sich einige Jahre später vorzeitig emeritieren – seine Art des Protestes.

Zwei akademische Abschlüsse mit 22 Jahren waren Johannes Hennig gelungen, Berufsaussichten hatte er keine. Die wissenschaftliche Laufbahn, für die er prädestiniert gewesen wäre, blieb

ihm ebenso verschlossen wie ein Pfarramt oder eine Lehrerstelle. Also nahm er das Angebot seines Schwiegervaters an, in die Aache-ner Fabrik einzutreten. Von diesem Augenblick an führte er eine Doppalexistenz: Mit großer Energie arbeitete er sich einerseits in die ihm völlig unvertraute Verwaltungstätigkeit in den Rota-Wer-ken ein, andererseits schaffte er sich, begrenzt, Raum für das ‚Ei-gentliche‘, seine wissenschaftlichen Neigungen.

Kläre wie Johannes Hennig fühlten sich ‚verwurzelt‘ in ihren Fa-milien. Dieser familiäre Halt schwand durch zunehmende Radika-lisierung zum Ende der Weimarer Republik und insbesondere nach 1933.

Als Johannes eine Welle der Verachtung von Seiten der Lehrer, dem Verleger eines Blättchens, für das er über ein Jugendtreffen (mit ‚Ausländern‘ und ‚Erbfeinden‘) geschrieben hatte, und sogar von der Verwandtschaft entgegenschlug, hatte sein Vater, Max Hennig, ihn getröstet mit dem Satz: „Du bist mein Sohn.“

Pazifismus, Toleranz, Achtung Andersdenkender und jüdischer Sitten sowie Anerkennung der Demokratie kennzeichneten Max Hennig. Im Brief von Rathenaus Mutter an die Mutter eines der Mörder ihres Sohnes sah er ein Dokument höchster Menschlich-keit. Die politischen Entwicklungen der Zeit ließen ihn oftmals Feindseligkeit und Isolierung erfahren. Er starb bereits 1931. Der frühe Tod seines Vaters traf Johannes Hennig sehr. Er war für ihn, neben dem älteren Bruder Karl und Karl Jaspers, der wichtigste, einflussreichste Mensch.

Hennigs Schwiegervater Felix Meyer, aus alter rheinisch-westfäli-scher jüdischer Familie, hielt bis zum 9. November 1938, der Po-gromnacht, an seinem Bild von Deutschland und den Deutschen unbeirrt fest. Seine kurzzeitige Inhaftierung und die Vertreibung aus seiner Fabrik bewegten ihn schließlich zur Flucht. Mit seiner in Belgien geborenen Frau konnte er sich retten. Außergewöhnli-cher Einfallsreichtum und Mut gehörten dazu, auch in der Lage

des Gedemütigten, Ausgeplünderten und Vertriebenen vielen seiner Leidensgenossen zu helfen. Nach der Übersiedlung von Felix und Marguerite Meyer nach Belgien blieben die jungen Hennigs als ‚Geiseln‘ in Aachen zurück.

Von seinem Bruder Karl, der so unvergleichlich biblische Geschichten erzählen konnte, wurde der viel jüngere Johannes in andere Kirchen als St. Matthäi, die Kirche ihres Viertels, mitgenommen – zu Studienzwecken; Karl war Theologe. Neben der Beobachtung des Gottesdienstverlaufs – eine ungeplante Voraussetzung für die späteren Liturgieforschungen – entwickelte sich kunstgeschichtliches Verständnis und die Neugier auf ‚Katholisches‘. Bleibend im Gedächtnis und der Erwähnung wert ist ihm sein erster Gang allein in eine katholische Kirche, und zwar in die von Terezin/Theresienstadt – ein „Zufall“. Dem später Berichtenden könnten diese Kirche und dieser Ort Chiffren sein für Rettung oder Vernichtung.

Während der wenigen Jahre in Aachen konvertierte Hennig zum Katholizismus. Er verteidigte sich seinem Bruder gegenüber, der die Entscheidung respektierte. Seine Mutter mit ihrem großen Verständnis für sozial und psychisch schwierige Lebenslagen tat dies ohnehin. Ihr Sohn wiederum lehnte vehement – und erfolgreich – ab, sich erneut taufen zu lassen, um die Taufe von Mutter und Geschwistern nicht als ungültig ansehen zu müssen. Für ihn bedeutete Konversion weniger das Neue, ganz andere als die Vertiefung ins Ältere, anfangs Gewesene. In diesem Sinne sah er alle Glaubenstraditionen, die jüdische, die katholische und die protestantische, in seiner Familie vereint.

Eine Phase weiteren Verlustes stellte für die junge Familie die lebensrettende Trennung von ihrem Geburtsland, aus allen sozialen Bezügen, von Besitz und Muttersprache dar. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, als die meisten Fluchtwege bereits verschlos-

sen waren, gelang es Kläre und Johannes Hennig mit ihren beiden kleinen Töchtern gerade noch, dem heimatlichen Grauen zu entkommen. Aus Johannes wird von diesem Zeitpunkt an „John“, vereinfachend und der neuen Umgebung angepasst. Zugleich drückt sich darin bleibende Dankbarkeit dem Gastland gegenüber aus, vielleicht auch Ablehnung des Herkunftslandes.

Als eminenter Leser und Schreiber, begabt mit einem hervorragenden Gedächtnis, hatte Johannes Hennig schon während seiner Schulzeit Zugang zur *Deutschen Bücherei*, las unendlich viel und Verschiedenes, u. a. Heideggers *Sein und Zeit* (1927) im Belegexemplar. Für Joachim Wachs umfangreiche Geschichte der Hermeneutik verfasste er ein Register. Ihn interessierte „der Vergangenheit entrissenes Kleinwissen“ ebenso wie die Frage nach Wirklichkeit und Wahrheit, die er in Auseinandersetzung mit Ernst Cassirers Wahrheitsbegriff von der Dissertation an bis in die Schriften zur Liturgie hin verfolgte. In der Aachener Zeit rezensierte er überwiegend philosophische und theologische Neuerscheinungen für die einschlägigen Fachzeitschriften. *Vernunft und Existenz* von Karl Jaspers war der Anlass für Hennigs Artikel *Das neue Denken und das neue Glauben* (1936) und begründete seine Freundschaft mit Jaspers.

Ganz anders gestaltete sich Hennigs Schreiben und Publizieren in Irland. Trotz seiner anfangs geringen Englischkenntnisse schrieb Hennig bald kleine Beiträge höchst unterschiedlichen Inhalts für verschiedene, teils entlegene Zeitschriften und Zeitungen im angelsächsischen Bereich. Dabei reichte das Themenspektrum von irischen Heiligen – St. Foillan in Aachen gab einen Anknüpfungspunkt – über liturgische und kirchengeschichtliche Abhandlungen bis hin zu literaturwissenschaftlichen Beiträgen etwa über James Joyce oder über Goethe und dessen Beziehungen zu Irland. Hennig griff zu allem, das sich bot, um in extremer Not den Lebensunterhalt für seine Familie einigermaßen zu sichern. Neben dem Deutschunterricht für verschiedene Personen und Institutionen

arbeitete er für die staatliche Torfgewinnungsgesellschaft in New-bridge, später für die Elektrizitätsgesellschaft in Dublin.

Auf dem Weg zu seinem Arbeitsplatz in Dublin kam Hennig Ecke Nassau Street und Grafton Street an einem Fotoladen vorbei, in dessen Schaufenster während der Kriegsjahre ein Werbeplakat von Zeiss hing. Es zeigte die Moritzburg bei Dresden und erinnerte ihn an einen einzigartigen Vorgang, den er mit genauem Datum in seinen Erinnerungen festgehalten hatte. Mit jenem denkwürdigen Moment im Moritzburger Schlosspark verband Hennig, vereinfacht gesagt, die Erfahrung eines Schwebezustands zwischen dem Entschluss, er „selbst zu sein“ oder sich „in Gottes Hand“ zu wissen – beides gilt für ihn.

Nach der Rückkehr auf den Kontinent, nach Basel, setzte Hennig die gewohnte Lebensweise fort: Er arbeitete für die Rota-Werke und schrieb. Seine in verschiedenen Etappen entstandenen Aufzeichnungen über sein Leben richten sich erkennbar an eine breite Leserschaft, sind ‚Rechenschaftsbericht‘ und Ermutigung.

Das Vorwort zu *Die bleibende Statt* muss vor 1971 entstanden sein (vgl. die Daten zu Joachim Müller im Glossar). Die weiteren Kapitel setzen das II. Vatikanische Konzil (1962-65) und das Erscheinen von Hochhuths *Stellvertreter* (1963) voraus, könnten also aus der zweiten Hälfte der 60er Jahre stammen. Die beiden letzten, später verfassten Kapitel („Als ich vor Jahren diese Aufzeichnungen begann“) bilden Ergänzungen: Das Politik-Kapitel liefert den Hintergrund zu großen Teilen der Lebensgeschichte; das Kapitel zur Liturgiekunde belegt die teilweise aus Not, jedoch immer mit großem Engagement geleistete Arbeit, die ihm, dem Laien, Zugang zum Abt Herwegen-Institut in Maria Laach verschaffte. Im Nachwort wird der potentielle Leser angesprochen, der Bezug zum Titel hergestellt und erschreckend sachlich mitgeteilt, „... dass ich nicht nur gesellschaftlich, beruflich, politisch und sprachlich, sondern auch religiös entwurzelt bin.“

Wenige Monate nach Hennigs Tod ließ die Familie für einen kleinen Kreis das Typoskript seines Berichts vervielfältigen. In Auszügen verschiedentlich genutzt, erscheint seine Autobiographie hier in Vollständigkeit und gedruckt. Dass sich diese Biographie – wie damals und heute so viele – unter „fractured biographies“ einordnen lässt, nimmt ihr nichts von ihrer Geradlinigkeit.